

1959 Studienfahrt an die Zonengrenze Juni 59

Edith S., 12a

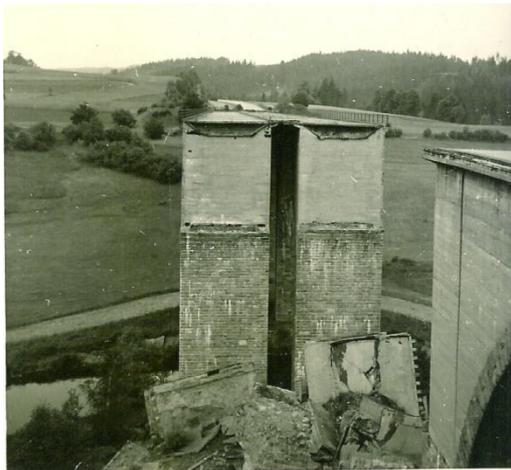
Für den zweiten Tag in Hof hatten wir uns die Grenzfahrt vorgenommen. Wir waren anfangs nicht so sehr begeistert von dem Gedanken, aber nach allem, was wir in Hof schon erfahren hatten, sahen wir der Fahrt mit Interesse entgegen.

Wir fahren durch eine herrliche Landschaft. Ich sah noch nie ein lieblicheres Tal als das der schmalen Saale nördlich von Hof. Das grüne Tal unten, die blauen Wälder darüber, ein Bild des Friedens. Wer denkt beim Anblick dieses ruhigen Flusses daran, dass er täglich die freien Menschen auf der einen, die unfreien auf der anderen Seite sieht? Hüben und drüben herrliches Land, Urlaubsland, Wandergebiet. Und dazwischen die Grenze, einem ohnmächtigen Volk aufgezwungen.

In Hirschberg stehen wir zum ersten Mal an der Grenze. Diesseits der Saale der westliche Teil der Stadt, streng getrennt durch den Fluss. Eine gesprengte Brücke, und drüben, an der Lederfabrik, Propagandatafeln: „Weg mit den Kriegstreibern Adenauer und Strauß“, „Kohlengruben an Rhein und Ruhr werden durch Annahme des DDR Wirtschaftsplanes verhindert“.

Die Einwohner des Stadtteils Untertiefengrün arbeiteten früher in der Lederfabrik in der Zone. Seit fünf Jahren jedoch ist die Grenze gesperrt.

Der erste erschütternde Anblick ist die Autobahn München – Berlin. Bei wem verbindet sich der Begriff „Autobahn“ nicht mit langen Reihen von Autos, mit dem Zeichen des Wohlstands im Westen? Aber die erste und einst meistbefahrene Autobahn des Deutschen Reiches ist zerstört. Zerstört durch die Sprengung der Brücke über die Saale. Die Trümmer liegen noch im Tal, Symbol für die erzwungene Kluft zwischen Ost und West.



Grenzübergang Töpen – Juchhöh. Etwa ein Kilometer Niemandsland. Trotz strengster Grenzkontrollen von Deutschen bei Deutschen herrscht reger Verkehr. Es sind meist Busse und Autos aus Berlin. Nur zehn Prozent der Abgefertigten kommen aus der Zone. Stacheldraht, Zehnmeterstreifen, Wachtürme, wie in einem Straflager. Die Bauern von drüben dürfen nur mit besonderen Ausweisen auf ihren Feldern in der Grenze arbeiten.

Danach Mödlareuth. Ein Stacheldrahtverhau durch das Dorf. Früher spielten Kinder gemeinsam, heute kennen sie sich nicht mehr. Der ganze Wahnsinn einer Grenze wird hier offenbar. Wenn

frühere Nachbarn heute miteinander sprechen wollen, müssen sie mit einer besonderen Genehmigung zum Grenzübergang fahren, obwohl sie keine zwanzig Meter voneinander entfernt wohnen. Früher hatte die Polizei sogar einen Bretterzaun errichtet, damit nur ja niemand im Westen den Fortschritt in der DDR sah.

Weiter entlang der Grenze, deren Schrecklichkeit wir jetzt erkennen. Wo wir hinkommen, scheinbar sinnlose Kilometersteine an verwaisten Straßen.

Berlin: 350 km

Königsberg: 600 km

Sind die Kilometersteine sinnlos? Nein, uns machten sie die Trennung klar, die eine Grenze bilden kann. Sie genügten, um uns aus unserer Passivität herauszureißen. Wir wissen jetzt, was die Grenze bedeutet und dass sie nicht ewig sein darf.